Grünberger Wochenblatt.



17. Jahrgang. **№ 48.**

Redaction: Dr. W. Levysohn und M. W. Siebert.

Freitag den **26.** November **1841.**

Braunkohle.

Das jetzt überall freudig hier ausgesprochene Wort „Braunkohle" wird es genügend rechtfertigen, wenn der stehende Artikel „Gewerbliches" heut durch eine kurze Betrachtung über die Hoffnungen verdrängt wird, die sich jetzt an das Wort Braunkohle für Grünberg und seine Nachbarschaft knüpfen. —

Braunkohle ist bei uns gefunden worden, und manche Anstalt zeigt, daß an ihre Gewinnung ernstlich gedacht wird.

Wird sie reichlich und ausdauernd vorhanden sein?— Die Wahrscheinlichkeit spricht dafür, indem auf vielen Punkten, auf einigen sogar in ansehnlicher Ausdehnung, der Bohrer sie zu Tage fördert, und nicht zu fürchten steht, daß alle andere Punkte, die der Bohrer noch nicht berührt hat, kohlenlos sein sollten, wenn immerhin auch der Bergmann vorzugsweise die ihm günstigsten Punkte zuerst schürft.

Wird ihre Ausbeutung nicht zu kostspielig im Verhältniß der in unserer Gegend bestehenden, noch mäßig zu nennenden Holzpreise sein, und darnach unterbleiben müssen? — Schwer läßt sich ohne Sachkenntniß hierüber ein Urtheil sprechen. Nach gesundem Sinne kann man jedoch mehr hoffen, als fürchten, da die Braunkohle sich zeither fast überall in geringer Tiefe gezeigt hat. Müßte der Anbau aber aus erwähntem Grunde unterbleiben, so bietet der geschehene Fund doch wenigstens trostreiche Hoffnung für noch holzarmere Nachkommen.

Welche günstige Folgen biete uns die Braunkohle, wenn sie reichlich und als mit Vortheil bauhaft in nächster Zukunft sich erweist? — Ihrer sind mannichfache; man erlaub uns von dem möglicher Weise großen Nutzen abzusehen, den sie den Unternehmern abwerfen kann, und nur von den Vortheilen, den sie dem allgemeinen Besten unserer Gegend schaffen kann, die hauptsächlichsten kurz zusammen zu fassen.

Sie bietet neue Beschäftigung einer Menge müßiger Hände, ohne die öffentlichen Armen- und Kranken-Kassen wesentlich zu bedrohen, weil jeder Bergbau zur eignen Errichtung solcher Hülfskassen verpflichtet ist.

Sie schafft billigers Brennmaterial in Haus- und Wirthschaft, ist also eine große Wohlthat für den Armen, eine erwünschte Hülfe für den Gewerbetreibenden zu einer Zeit, wo er billiges Feuer so günstig zum Betriebe von Maschinen benutzen kann, welchen die immer schlechter werdenden Wasserkräfte versagen.

Sie vermehrt die Dungmittel, indem die ganz billige Staubkohle für naßkalte Felder und Wiesen sich sehr günstig erweisen soll.

Sie bietet Ersparniß an Wald- und Forstbau, und hierdurch Gewinnung an Aeckern und Wiesen für billigeres Brod und Futter, ein Vortheil, der nebenbei wichtige Folgen für den Ertrag unserer Kämmerei-Güter haben kann, wo zeither der schönste Waizenboden für den, im Verhältniß wenig lohnenden Forstanbau hat verwandt werden müssen.

Sie verspricht endlich Belebung des Handels in Stadt und Gegend, theils durch die oben angedeutete Erleichterung der Industrie, theils indem durch den Kohlenhandel manches neue Capital unserer Stadt gewonnen, theils indem überhaupt das Ansehen dieser gehoben wird. —

Einige andere schöne Hoffnungen, die sich für unsere Commune in weiterer Verkettung durch den glücklichen Fund der Braunkohle mächtig belebt sehen, übergeben wir. Die obigen Folgen, von denen eine jede wiederum, will's Gott, Günstiges aus sich schaffen wird, zeigen genügend, welche hohe Aufmerksamkeit der Gegenstand bei uns allen verdient. — Schon haben die Zeitungen des Mannes mit ehrender Anerkennung erwähnt, dessen ausdauerndem Fleiße, nächst Gottes gnädiger Fügung, unsere Gegend den Glückversprechenden Fund zu verdanken hat. Es ist der hiesige Herr Kaufmann Pohlenz, dem kein Gutgesinnter, und bliebe der gehoffte Braunkohlen-Bau auch unausführbar, seinen Dank und das ehrenvolle Zeugniß versagen kann und wird, er habe mit eiserner Ausdauer den Fund gethan und erhalten! — Glück auf Ihm und Allen, die ihr Geld daran wagen!

Der Missouri.

Der Missouri bietet unter allen Strömen der Welt vielleicht den eigenthümlichsten Anblick und Charakter, der uns besonders da, wo er seine Fluten mit den trüben Wassern des Missisippi vereinigt, wahrhaft mit Schrecken erfüllt. Von der Mündung des gelben Steinflusses bis zu seiner Vereinigung mit dem Missisippi, eine Strecke von etwa 500 Stunden, stürmt der Missouri mit seinen Fällen, Wirbeln und Strudeln wild daher, und in der ganzen Strecke ist kaum ein Platz, der einem Canoe Sicherheit böte. Da seine Ufer aus Alluvialboden bestehen, der durch die reißende Flut immer fortgeschwemmt wird, so ist hier sein Wasser trübe und gelb, wie Milch-Chocolade oder Milch-Caffee, und zwar im Frühjahre dergestalt mit Lehmtheilchen gesättigt, daß man ein Geldstück auf dem Boden eines mit Missouri-Wasser gefüllten Glases gar nicht sehen kann.

Zweihundert fünfzig Stunden oberhalb der Stadt St. Louis sind seine beiden Ufer mit Wurzelknorren und Baumstämmen besäet, welche durch die stürmende Flut untergraben, in den Strom stürzten. Diese Baumstämme der Urwälder halten sich mit den Wurzeln auf dem Grunde des Stromes, über dessen Spiegel ihre Kronen emporragen, durch ihren Anblick den kühnsten Reisenden mit Schrecken erfüllend; denn auch alle Inseln und Sandbänke sind mit hohen Pfählen und schwimmenden Bäumen bedeckt, und wenn der Strom steigt, so ist seine ganze Oberfläche mit Flößen und Treibholz übersäet, welche den Dampfschiffen und Kielbooten die Fahrt aufwärts fast unmöglich machen. Die Scenerie der Ufer mit ihren grünen Hängen und reichen Waldsäumen ist bei der wilden Wasserwüste von ganz eigenthümlicher Schönheit. Die mächtigsten Baumwollen-Bauwälder spiegeln ihr tiefdunkles Grün in den pfeilschnellen Fluten über schauerlichen Schlünden, in welche sie über kurz oder lang hineinstürzen, wenn der Strom das Ufer ganz unterwühlt hat, um mit seinen Wassern dem Ocean zugeführt zu werden. Unabsehbare Uferstrecken haben wieder gar keine Bäume, und das Auge labt sich an dem frischesten Wieseugrün, das sich in den mannigfaltigsten Abstufungen in den Wellen verliert. Dies ist im Allgemeinen der Charakter der Ufer des Mittel-Missouri, der aber immer anziehender wird, je näher man seiner Quelle kommt; denn hier findet man das Baumgewirre nicht mehr, wenn auch der Strom selbst in seinem Schnellen eben so unbändig ist.

Man hat die Ansicht zu verbreiten gesucht, als sei die Scenerie der Missouri-Ufer öde, einförmig und ohne alle malerische Schönheiten; doch kann eine solche Meinung nur von Leuten aufgestellt werden, die gar keinen Sinn für Naturschönheiten haben oder, in steter Furcht für ihr Leben und den Verlust ihrer Waaren, nicht einmal ihre Umgebung genauer betrachten. Etwa dreihundert Stunden am Ober-Missouri bieten die Ufer einen ganz und gar eigenthümlichen Anblick, der uns an die Scenerieen der Feenmärchen erinnert. Malerische Hügel in den verschiedenartigsten Gruppirungen wechseln unzählig mit wilden Schründen, lachenden Thalgründen und phantastisch geformten Klüftungen, zahllose Büffelheerden, Rudel von Elendthieren und Antilopen und die flüchtigen Bergziegen brausen mit Sturmeseile über Berg und Thal, aufgeschreckt durch den ungewohnten Anblick der Reisenden, während in den Schründen die auf Beute lauernden Wölfe schrecklich heulen. Mit staunender Scheu zeigen sich einzelne Gruppen der Wilden, um den wunderbaren Anblick des Dampfbootes zu genießen, welches mit

dem Reisenden Catlin, dessen Reiseberichten diese Schilderung entlehnt ist, zuerst diese Ufer begrüßte.

Von St. Louis bis zu den Fällen des Missouri dehnen sich zu beiden Ufern ungefähr 650 Stunden weit die schönsten Wiesen hin, nur von wenigen Büschen unterbrochen und den Mündungen der in den Missouri fallenden Flüsse, die mit den schönsten Schlagholzwäldern bedeckt sind. So ist das ganze Bett des Stromes, das in einer Breite von einer halben Stunde bis zu fünf Stunden wechselt, auf der Ost- und Westseite bis zu dreihundert Fuß mit einem Wiesenteppich umzogen, und deutlich sieht man, daß es durch des Stromes Gewalt nach und nach ausgewühlt wurde. In Folge der häufigen Ueberschwemmungen des Missouri haben sich an beiden Ufern die wunderlichsten Anschwemmungen gebildet, durch welche der Strom seinen schlängelnden Lauf windet, und welche die malerischsten, buntesten Scenerieen darbieten, bald mit ihren grünen Hängen sich an dem Wasser spiegelnd, bald nackt im reichsten Farbenspiel und in den wunderlichsten Spaltungen, Rissen und Klüftungen, wie Regen und Frost sie hervorbrachten. Tausende und Tausende phantastischer Gruppen und Formen wechseln hier; bald glaubt man zwischen alten Waldthürmen, Mauern und Burgruinen zu fahren, bald wölben sich majestätische Kuppeln, erheben sich einzelne mächtige Säulen, glänzend und schimmernd im Sonnenschein durch Gypskrystalle, mit denen der Lehm durchmengt ist. Wahrhaft wunderbar ist die Wirkung eines Sonnenauf- oder Unterganges in diesen phantastischen Gebilden, welche durch das Spiel des Lichts und Schatten in dieser einsam wilden und malerischen Umgebung ein eignes zauberartiges Leben erhalten, das sich nicht schildern läßt, aber auch seines Gleichen nicht hat.

Der Westenknopf.

Walter Scott begegnete einmal in einer engen Gasse in Edinburgh einem schwerbeladenen Wagen, der mit drei Pferden bespannt war und fast die ganze Straße versperrte. Der Wagenführer ließ anhalten, trat mit dem Hute in der Hand zu dem Baronet und sagte, „Gehen Sie vorüber, während ich das eine Pferd da halten lasse; es könnte sonst ein Unglück geschehen.“ Walter Scott betrachtete den Mann, der so ziemlich in seinem Alter war, graues Haar, einen großen, fast viereckigen Kopf, breite Schultern, schwielige Hände und lebensvolle Augen hatte. „Hast Du nicht jemanden, dem Du Dein Geschirr anvertrauen könntest?“ sagte er zu dem Fremden. Dieser pfiff einem jungen Burschen und befahl ihm, mit dem Wagen an dem bewußten Ort zu fahren, in einer Stunde würde er zurück sein. „Vor Abends wirst Du nicht wieder loskommen, fiel Walter Scott ein: — „Nun, so komme ich Abends, sagte der alte Schotte zu seinem Begleiter, und folgte dem großen Dichter in das Haus, das dieser in der Stadt besaß und wo er den Fremden mit einem tüchtigen Frühstück tractirte. Nach dem Frühstücke führte er seinen Gast in sein Arbeitszimmer, in dem sich alte merkwürdige Gegenstände in Menge befanden, ein Halsband der Anna Boleyn, ein Meßbuch der Maria Stuart, ein Stuhl, dessen sich Cromwell bedient hatte. Er zeigte alles dies und vieles Andere noch dem Fremden, zuletzt öffnete er einen Schrank und brachte aus demselben ein kleines künstlich geschnitztes Kästchen von Cedernholz heraus, das wahrscheinlich irgend einem Kreuzritter gehört hatte und in dem sich nichts als ein gewöhnlicher kleiner kupferner Knopf befand. „Das ist das Werthvollste, was ich besitze, sagte der Dichter, indem er dem Alten den Knopf in die Hand gab. John betrachtete ihn von allen Seiten, drehte ihn in der Hand herum und fand ihn wie jeden anderen kupfernen Knopf, nur älter. „Was ist es mit diesem Knopfe?“ fragte er endlich. — „Das ist der Knopf von der Weste John Trimmer's,“ antwortete Walter Scott? — „Der meinige? mein Knopf, mein Westenknopf?“ fragte der Schotte. — „Ja, lieber Freund.“ Walter Scott nahm seine Reliquie zurück, schloß sie sorgfältig wieder in das Kästchen ein und sagte zu dem alten John Trimmer: „Du erkennst mich nicht wieder, aber ich habe Dich nicht vergessen, denn ich verdanke mein Vermögen und meinen Ruhm wohl ausschließlich dem Diebstahle, den ich an Dir begangen habe.“ — „Sie haben mich bestohlen?“ — „Ja, diesen Knopf habe ich Dir entwendet. Vor fünfzig Jahren etwa lernten wir beide in einer Schule lesen, schreiben und rechnen. Du warst weiter als ich; ich mochte mir noch so viel Mühe geben, es ging Alles schwer in meinen Kopf ein, während Du den ersten Platz inne hattest und ich Dich nicht verdrängen konnte. Das machte mir mehre schlaflose Nächte. Ich wußte nicht, wie Du es anfingst, daß Du, uns immer übertrafst, bis ich endlich eine Ge-

wohnheit an Dir bemerkte. Wenn Du Deine Aufgabe hersagtest, spielten Deine Finger stets mit dem untersten Knopfe an Deiner Weste; ich bildete mir ein, eine schottische Zauberin oder eine Zigeunerin habe irgend einen Zauber in diesen Knopf gelegt, und eines Morgens schnitt ich Dir den Knopf ab, ohne daß Du es bemerktest. Als Du aufgerufen wurdest, suchten Deine Finger den Knopf und fanden ihn nicht; Du kamst in Verlegenheit, stottertest und vergaßest, was Du gelernst hattest; die Reihe kam an mich, ich übertraf Dich leicht und erlangte Deinen Platz. Ich wurde dadurch in meinem Glauben an die Zauberkraft des Knopfes bestärkt; er hat mich nie verlassen, und vielleicht verdanke ich ihm die ersten Erfolge bei meinen Arbeiten. Später konnte ich wohl einsehen, daß der Zauber die Gewohnheit war, aber der Knopf hat mir doch viel genutzt.... Du hast mich vergessen, ich aber habe Dich nie aus den Augen verloren; ich sah, daß Du arm, aber gerade nicht in Noth warest; heute drückt mich meine Schuld mehr als gewöhnlich, ich muß Dir Deinen Knopf bezahlen, denn vielleicht kann ich es in einigen Monaten nicht mehr. Hier sind hundert Guineen."

Der berühmte Dichter starb fünf oder sechs Jahre nach diesem Ereignisse, und man erzählt, John Trimmer sei, sobald er den Tod seines Schulcameraden erfahren, nach Abbotsford gegangen, um seinen Westenknopf wieder zu holen; aber die Familie Walter Scott's wollte sich von dieser kostbaren Reliquie nie trennen, und der alte Trimmer sah seinen Knopf nicht wieder.

Beiträge zu den fatalistischen Glücks- und Unglückstagen großer Männer *)

Das letzte Stück Papier, welches Napoleon aus der Hand legte, um nach Talma's Vorschriften sich zur Krönung im Kaisermantel zu drapiren, war ein Anschlag, sich jenes Basaltfelsens in der ungeheuren Wasserwüste, St. Helena's, durch Ueberfall zu bemächtigen! Hundert Tage dauerte sein glorreichster Feldzug (1805) und zehn Jahre darauf, abermal hundert Tage (1815) die feenhafte Heerfahrt von Cannes auf Paris, das kurze Tagewerk der Lüge und sein Verderben auf immer. — An denselben 11. April, der durch den leichten Sieg bei Montenotte seinen Namen zum ersten Male durch die erstaunte Welt trug, legte er 18 Jahre später in Fontainebleau das angemaßte Königthum der Könige nieder. Auf den 14. Juni fielen die Lorbern von Marengo, von Friedland und Raab, auf den 2. December die Kaiserkrönung, Austerlitz und die Schreckensflucht aus der russischen Schneewüste. An eben dem 14. October (1799) wo er sein Heer in Aegypten verlassend, in Paris wieder eintraf, reifte (1805) die Schmach von Ulm, geschah (1806) die Niederlage von Jena, stand er (1809) durch den wiener Frieden auf dem Gibfel seiner Herrschaft, war (1813) seine Umgarnung bei Leipzig entschieden, war er, (1815) ein Gefangener, auf dem Bellerophon (soll heißen: Northumberland) im Angesichte St. Helena's! — Am 19. October 1813 in der zehnten Vormittagsstunde zog Carl Schwarzenberg mit den verbündeten Monarchen als Sieger nach dreitägiger Völker-Schlacht in Leipzig ein. Am 19. October 1820 in der zehnten Vormittagsstunde zog die Leiche des Edeln aus den Thoren Leipzigs in die Gruft seiner böhmischen Lieblingsburg.

*) Aus dem so eben erschienenen sehr merkwürdigen Buche: „Lebensbilder aus dem Befreiungskriege. 1. Ernst Friedrich Herbert, Graf von Münster: Erste Abtheilung (376 Seiten). Zweite Abtheilung: Urkundenbuch (458 Seiten). Jena, bei Friedrich Frommann, 1841." Preis 4 Thlr. 15 Sgr. Unstreitig gehört dieses Werk zu den wichtigsten neueren Erscheinungen auf dem Gebiete der diplomatischen Litteratur.

Altdeutsches Sprichwort.

Ein in unsern Tagen nicht genug zu beherzigendes Wort lesen wir in dem Gubitzschen Kalender für 1842, S. 143, wo es heißt: „Lernen und nicht verstehen, ist ein halbes Müßiggehen!" sagten unsere Alten, aber sie urtheilten noch viel zu gelind; es muß heißen; „Bey'm Lernen, das nicht zu Verständniß taugt, werden die Kräfte sündlich verbraucht!"

Mannichfaltiges.

Die Volkszählung in Lyon hat das Resultat gezeigt, daß auf 43,800 unverheirathete Männer 44,752 unverheirathete Frauenzimmer kommen, und auf 2140 Wittwer 7557 Wittwen.

Verlag von M. W. Siebert. — Druck von Leysohn & Siebert.